

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 103.

Dienstag, den 4. Mai 1909.

24. Jahrgang.

Der Weltkrieg in den Lüften.

Original-Roman von Rudolf Martin.

(35. Fortsetzung.)

Im Hafen von Portsmouth befanden sich nur noch 6 englische Kriegsschiffe, drei Schlachtschiffe und 3 Kreuzer neben 30 Torpedojägern und Torpedoboote.

Was sollte aus der englischen Schlachtflotte werden, da sie draußen auf der See unmöglich in der Lage war, ihre Schiffschäden zu reparieren und sich mit neuer Munition zu versehen? Man konnte nun deutlich beobachten, wie plötzlich nicht weniger als dreiviertel der gesamten deutschen Luftflotte den Kurs auf das Festland nahm. Augenscheinlich fuhren sie nach Cherbourg, um sich aufs Neue mit Munition, Benzin oder Gas zu versehen. Die Entfernung von Cherbourg nach dem Hafen von Portsmouth beträgt etwa 125 Kilometer. Diese Entfernung legten die Vacuumluftschiffe in einer Stunde zurück.

Aber kaum hatten sie die Gewässer der Isle of Wight verlassen, da sauste aus der Richtung von Calais eine Flotte von deutschen Aluminiumluftschiffen und Vacuumluftschiffen gegen die Isle of Wight herab. Eine andere Flotte deutscher Luftschiffe kam aus Boulogne sur Mer, Dieppe und Havre. Die Entfernung von Havre nach Portsmouth beträgt nur rund 150 Kilometer. Die beiden deutschen Vacuumluftschiffe und die 20 Aluminiumluftschiffe, die aus Havre heraufgekommen, machten auf das Auge des Aeronauten an der britischen Küste den Eindruck, als seien sie schwer mit Munition beladen. Die Aluminiumluftschiffe arbeiteten sichtlich verzweifelt mit dem Höhensteuer, um sich in der Luft zu halten. Sie schienen so mit Ballast überladen zu sein, daß sie vielleicht schwerer als die Luft waren.

Als diese neue deutsche Luftflottenabteilung sich der zerklüfteten englischen Schlachtflotte näherte, kamen von hier die letzten Schüsse der Gegentwehr. Bald aber eröffneten die beiden Vacuumluftschiffe aus großer Entfernung ein vernichtendes Feuer mit Granaten und Schrapnells. Dann stiegen sie schnell über den ersten englischen Schlachtschiffen in die Höhe, öffneten die Schleusen ihrer reichen Vorräte an Dynamittorpedos, und bald begannen die englischen Schlachtschiffe zu sinken. Nachdem unter dem furchtbaren Feuer der dynamitbeladenen deutschen Luftschiffe 4 englische Schlachtschiffe auf den Meeresboden gesunken waren, hielten die steuerlosen, ihrer Führer beraubten, schwer beschädigten englischen Schlachtschiffe zum Teil die weiße Fahne. Aber was sollten die deutschen Luftschiffe mit den steuerlosen englischen Seeschiffen anfangen? Der Kommandant der deutschen Luftflotte telegraphierte drahtlos nach Havre und Calais. In beiden Häfen befand sich eine große Menge deutscher Torpedoboote, die man in den letzten Monaten dort zusammengestellt hatte. Aber nicht ein einziges deutsches Schlachtschiff war in diesen Häfen vorhanden. Daher mußten die deutschen Torpedoboote aus den Häfen Havre, Dieppe und Calais auslaufen, um die zusammengeschossene englische Schlachtflotte, soweit sie noch transportabel war, in die sicheren Häfen zu bringen. Meist aber handelte es sich nur darum, die Mannschaft zu retten. Denn die englischen Kriegsschiffe waren am Versinken.

(Nachdruck verboten.)

Die deutsche Luftflotte unterstützte die deutschen Torpedoboote bei ihrer Arbeit, die englischen Mannschaften zu retten und als Gefangene in die Häfen von Havre bis Calais zu bringen. Von 200 deutschen Aluminiumluftschiffen und 10 Vacuumluftschiffen wurden in mehrmaliger Fahrt 15 000 englische Seeleute von den untergehenden Kriegsschiffen nach der französischen Küste befördert.

Prinz Albert von Großbritannien wurde verwundet von seinem Admiralschiff auf ein Vacuumluftschiff übergeführt.

„Wer hätte noch gestern ein solches Schicksal der englischen Flotte für möglich gehalten?“ fragte er den jungen Lord Cecil, seinen Adjutanten.

„Als Seemacht sind wir groß geworden, als Luftmacht tritt Deutschland unser Erbe an“, sagte dieser.

„Wir haben die letzten Jahre und Jahrzehnte richtig geschlafen“, erwiderte seufzend Prinz Albert.

„Was nützt uns diese gewaltige Kriegsmarine in einem Zeitalter, wo England keine Insel mehr ist? Ich fürchte, daß die Deutschen morgen London bombardieren und eine ganze Armee über den Kanal werfen. Und was sollen wir ihnen dann entgegenstellen, da wir über ein Landheer von Bedeutung nicht verfügen?“

Zum Erstaunen der englischen Offiziere wurde ihnen in dem Speisesaal der Offiziere des deutschen Vacuumluftschiffes ein tadelloses Diner vorgesetzt. Noch größer war ihre Verwunderung, als man ihnen nach Tisch Havannazigarren zum Rauchen vorsetzte. Bisher hatten sie stets der Auffassung gegolten, daß man auf einem Motorballon unter keinen Umständen in Rücksicht auf die Explosionsgefahr rauchen darf.

„Sie sehen“, sagte der Kommandant Freiherr von Minkwitz, „daß das Rauchen einem Vacuumluftschiff nichts schadet. Mehr als Luftleer kann ein Raum nicht sein. Jegend eine Explosionsgefahr ist bei uns nicht vorhanden.“

Prinz Albert von Großbritannien und seine Begleiter saßen mit Erstaunen, wie vorzüglich die deutschen Vacuumluftschiffe eingerichtet waren.

„Wieviel Mann kann ein solches Vacuumluftschiff tragen?“ fragte Prinz Albert den Kommandanten.

Kapitän zur Luft Freiherr von Minkwitz entgegnete: „Dieses Vacuumluftschiff „Danzig“ hat eine Raumerdrängung von 300 000 Kubikmetern und einen verfügbaren Auftrieb von hunderttausend Kilogramm. Es kann also 1250 Mann einschließlich der Besatzung tragen. Da man aber im Kriege immer einen gewissen Vorrat von Munition bei sich führen muß, so wird es auch im Falle einer Landung über den Kanal schwerlich mehr als ein kriegstarkes Bataillon auf einmal zu tragen haben.“

Prinz Albert von Großbritannien und sein Adjutant Lord Cecil saßen sich mit besorgten Blicken an.

„Wo ist der Kaiser gegenwärtig?“ fragte Prinz Albert.

(Fortsetzung folgt.)

Deß Märche glaab ich nit mehr. Aber meine große Schwester hot im vegangene Sommer an de Storch glaabe misse!"

Virreche: Au, was en faule Wit. Do is es Zeit, daß mer uffbreche. Christian, hol die, Bache! Gure!!!

Rotua.

Der Herzoglich Nassauische Adolfs-Orden.

Wie Kaiser Napoleon I. durch Stiftung des Ordens der Ehrenlegion (19. Mai 1802) das Prinzip stabilisierte, weiteren Kreisen des Volkes derartige Auszeichnungen zu gewähren, während diese bis dahin fast nur für den Adel und die Geistlichkeit reserviert waren, finden wir im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch Deutschlands Fürsten bestrebt, sich dieses Mittels zur Belohnung verdienstvoller Untertanen nicht entgehen zu lassen; zahlreiche Ordensstiftungen beweisen es. Unter Herzog Friedrich August von Nassau wurde bereits eine „Tapferkeitsmedaille“ (in Gold und Silber) anlässlich der Kämpfe in Spanien, schließlich 1815 bei Waterloo vergeben; ferner bestand eine Goldene Zivilverdienstmedaille. Das Militärdienst-Ehrenzeichen (für Offiziere 1. Klasse nach 25 Dienstjahren, für Unteroffiziere und Soldaten drei Klassen nach 10, 16 und 22 treu geleisteten Dienstjahren) stiftete Herzog Wilhelm am 25. Februar 1834, und Herzog Adolf blieb es vorbehalten, Nassaus Wappenschild mit einer Ordenskrone zu schmücken. Bereits am 13. Februar 1843 freierte er das Ehrenzeichen für Rettung aus Lebensgefahr (am roten Bande), nach 13 Jahren, 1858, trat das Herzogtum in die Reihe der Orden verleihenden Staaten. Gemeinsam mit König Wilhelm III. der Niederlande schuf Herzog Adolf in Erinnerung, daß beide Zweige (der walramische und ottoische) des Nassauischen Stammes „ungeachtet ihrer langen Trennung, in Einigkeit und Freundschaft verblieben und sich unter dem Schutze der göttlichen Vorsehung zu stets vermehrter Wohlfahrt und wachsendem Ruhme erhoben haben“, den Nassauischen Hausorden vom Goldenen Löwen (Dekret: Haag, 29. Januar und Wiesbaden, 18. März 1858) am blau-orangenem Bande in einer Klasse.

Doch diese Dekoration konnte nur an Souveräne, Prinzen aus souveränen Häusern und an die höchsten Würdenträger vergeben werden. Als Ergänzung gleichsam ist der „Herzoglich Nassauische Militär- und Zivil-Verdienstorden Adolfs von Nassau“ gedacht, der am 8. Mai 1858 von Herzog Adolf gestiftet, zum Wahrzeichen der alten Dynastie geworden ist. Zu seinen Ordensrittern gehörten die Träger der bedeutendsten Namen auf dem Gebiete der Verwaltung, des Kirchen- und Schulwesens, der Diplomaten-, Gelehrten und Künstlerkreise. Laut Statut waren die schmutzen Ordenskreuze für diejenigen „Diener (Staatsdiener) und Untertanen“ bestimmt, welche sich um die Person des Herzogs, die Dynastie und das Land besondere Verdienste erworben, oder sich durch Treue und Anhänglichkeit vornehmlich ausgezeichnet hatten, ferner auch zur Belohnung von künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen und schließlich um sowohl In- als Ausländern ein Zeichen des Wohlwollens zu geben.“ Der Orden gliederte sich in vier Klassen mit entsprechenden Unterabteilungen: Großkreuz, Komturkreuz 1. Klasse mit dem Stern, Komturkreuz 2. Klasse, Ritterkreuz, Inhaberkreuz der 4. Klasse. Das Ordensjuwel bestand aus einem achtspeichigen weißen Emaillekreuz, dessen Enden in goldene Kugeln ausliefen; darüber trug die Komturklasse eine durchbrochene Herzogskrone in Gold, welche bei den zwei folgenden Klassen weggelassen wurde. In der Mitte der Kreuzhalben erblickte man auf weißem Grunde den Buchstaben „A“, altentümlich geformt, bekrönt von der deutschen Kaiserkrone und umgeben von goldenen Lorbeerzweigen auf blauem Grunde; die Ordensbänder „Virtute“ prangt hier in lateinischer Schrift, während der Revers die Daten 1292 und 1858 zeigte, zum Andenken an König Adolf von Nassau und das Ordensstiftungsjahr. Zum Großkreuz gehörte ein achtspeichiger silberner Stern, dessen Medaillon dem des Juwels entsprach. Der Stern der Komture, weniger reich verziert, lehnte sich mehr an die Ordenskreuzform an. Die 4. Klasse war aus Silber hergestellt. Was das Tragen der Dekoration betrifft, der ein Mannes mit orange Mandstreifen versehenes, gewässertes Band verflochten war, so lehnten sich die Normen der allgemeinen Regel an (Großkreuz als Schärpe, Komture um den Hals, Ritter und 4. Klasse im Knopfloch). Militärpersonen erhielten den Orden stets mit zwei gekreuzten Schwertern (während diese Beigabe bei preussischen und hessischen Orden nur im Feuer erworben werden kann). Herzog Adolf erklärte sich selbst und seine Regierungsnachfolger zum jeweiligen Großmeister; die Prinzen des herzoglichen Hauses sollten geborene Inhaber des Ordens sein, jedoch die

Insignien erst nach der Konfirmation tragen. Für die Würde des Ordenskanzlers wurde der Staatsminister Generalleutnant Prinz zu Sahn-Wittgenstein-Verleburg destiniert, der diese bis 1866 bekleidete.

Am 8. Mai 1858 dekorierte Herzog Adolf erstmalig seine Getreuen; es wird interessieren, ihre Namen zu erfahren. So erhielten das Großkreuz: Prinz Nikolaus von Nassau, Staatsminister Prinz zu Sahn-Wittgenstein-Verleburg, die Staatsminister a. D. Graf von Walderdorff und Freiherr von Dungen sowie Oberkammerherr Geheimrat Freiherr von Bod-Hemsdorf; das Komturkreuz 1. Klasse: Generalmajor von Gabeln, Generalmajor Herzenhahn, Oberappellationsgerichts-Präsident Dr. Muffel, Rechnungskammer-Präsident von Winkingerode und der ehemalige Regierungs-Präsident Dr. Möller; das Komturkreuz 2. Klasse: Geheimrat Göb und das Ritterkreuz: Ministerialrat Dr. Bertram. Im allgemeinen verfuhr der Herzog sparsam mit seinen Dekorationen und führte den sogenannten „Ordensbogen“ anlässlich Festlichkeiten, Besuchen, glücklicherweise nicht ein, ließ seine Beamten auch ohne Ordenskreuz in den „wohlverdienten“ Ruhestand treten, und wahrte so die Würde des Verdienstordens. Wer von seinen Nassauern die Adolfs-Insignien erhielt, konnte darauf wirklich stolz sein, was Erzherzog Stephan von Oesterreich in einem Glückwunschschreiben an Oberbaurat Voos (der das Ritterkreuz 1862 empfing) wesentlich betont. Daß dagegen die Courtoisie des internationalen diplomatischen Verkehrs häufigere Verleihungen an fremde Hof- und Staatsdignitäre erheischte, versteht sich von selbst, und so findet man manche österreichische und preussische Militärs wie Beamte als Großkreuz-Inhaber oder Komture. 1861 erhielt General Vogel von Falkenstein, der spätere Kommandeur der „Mainarmee“ (1866) das Großkreuz, in demselben Jahre auch Kriegsminister von Moos.

Außer Prinz Nikolaus von Nassau verzeichnet die Großkreuz-Matrikel noch folgende Fürstlichkeiten: König Wilhelm III. der Niederlande, Prinz Wilhelm von Oranien, die Prinzen Heinrich und Friedrich der Niederlande, Erzherzog Stephan von Oesterreich und Prinz Alexander von Hessen. Das Komturkreuz mit dem Stern schmückte die Brust des verdienten Ministerialdirektors Faber; der katholische Bischof Dr. Blum, Dr. Wilhelm, evangelischer Landesbischof, Präsident Bollpracht, sowie Rechnungskammerdirektor Freiherr von Gager empfingen es 1864. Zu Komturen 2. Klasse zählten u. a. Generalmajor Roth, Oberst von Goltbach, die Regierungskommissare Schepp und Berren. Verschiedene Stabsoffiziere und Flügeladjutanten zeichnete das Ritterkreuz aus, ferner Ministerialrat Vigelius, die Geheimräte Dr. Firnhaber, Dr. Seebode und Albrecht, wie auch den bekannten Maler Professor Anas. Die 4. Klasse wurde anfangs vom Herzog nicht für höhere Persönlichkeiten in Aussicht genommen, wie die Erteilung an seinen Kammerdiener beweist, indessen 1859 der Verleihungsmodus eine Änderung erfuhr und von da ab diese Stufe an Geheime Regierungsräte, Obermedizinalräte, Hofkammer- und Kirchenräte erteilt werden konnte. Joachim Raff, der bekannte Komponist, erhielt den Orden 1864. Karl Braun hat in seiner geradezu krankhaften Manier, alles Nassauische zu begeistern und in den Staub zu ziehen sich über diese Verleihungen hässlich ausgelassen.

Demgegenüber sei festgestellt, daß das Preussische Allgemeine Ehrenzeichen, das jetzt fast nur noch an Arbeiter vergeben wird, Ende der 60er Jahre an akademisch gebildete Oberlehrer verliehen wurde. Der Herzog affilierte dem Orden noch ein Silbernes Verdienstkreuz mit und ohne Schwerter. Es war an dem Ordensbande zu tragen und hauptsächlich für Mitglieder des Unteroffizierstandes, ferner für Personen der dienenden Massen geschaffen. Durch Dekret von Lipp Springs aus (2. November 1860) vollzog Herzog Adolf die Stiftung der Medaille für Kunst und Wissenschaft (in Gold und Silber am blau-orangenem Bande), welche ebenfalls dem Orden angeeignet wurde. Sie zeigte im Avers das achtspeichige Kreuz mit der Aufschrift „VIRTUTE“ und auf dem Revers die lorbeerumsäumten Worte „Für Kunst und Wissenschaft.“ Von den Inhabern der Goldenen Medaille seien der feinsinnige Dichter Dräxler-Mansfred, der Sänger Karl Formes und Kapellmeister Hagen besonders erwähnt.

Lothar Lüstner.

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glöbes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers
Konrad Schöls in Wiesbaden.

Nassauer Leben.

□ □ □ □ □ Wodienbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □ □

Ebbes vun unserm Stammtisch.

Birreche: Deß Mailüstche hot sich jo bei uns hös aangelosse un vun dem Launus erunner hois gebloße, als ob mer drei Daag vor Weihnachte wärn un dodebei gehts mit Niesenschrift uff Pिंगste zu.

Gannphilipp: Wann mer ersicht emol do aangelangt sinn, dann werds jo hoffentlich heller un wärmer un lichter bei uns wärn. Dann Zeit is es schon, daß widder emol en neie Geist iwwer Wiggade ausgegoffe werd.

Schorjch: Wie meenste deß jeht Gannphilipp? Mehr Licht nooch dere alte Goethesche Forderung odder mehr Geist un Sinn un Bestand for die Forderungen de Reizeite?

Birreche: Beides meent er; akurat beides. Un wieso? Mehr Licht im „Kageloch“ un im „Herrschgrawe“ un mehr Geist in dem bekannte Sitzungssaal.

Gannphilipp: Do wollt sogar in de letzte Sitzung deß Licht mit dem Geist zesannte komme, atwer mer hot deß Licht abgelehnt, deß heßt die Laterneanzünder müsse nooch wie vor in Bescheidenheit ihre Wünsche zerick stede un deß muß gerad dene Zeit passiern, die bei uns for die nötig Erleichtung sorge.

Schorjch: Un so bleiwe also bei dene Lichtträger der Kultur die Verhältnisse vorleisig im Dunkle un kaan Stadtrat hält dene die Stang.

Birreche: De Laterneanzünder die Stang halle? Deß ging jo aach gar nit, dann vorleisig müsse die doch ihr Stange selwe trage. Wofor wern se dann so gut bezahlt?

Gannphilipp: Un schließlich kann doch nit jeder Laterneanzünder en Vertreter im Stadtparlament hawe!

Schorjch: Wißt ihr dann iwerhaapt, wie so e städtisch Körperschaft zesannte geseht sein sollt? Ich will euch deß gleich vegliden! Do sollte zum Exempel folgende Gewerbetreibende drinn sein: ein Spezereihändler, weil der alles genau abwäge dhut. Dann sollt en Instrumentemacher dabei sein, der immer neie Saite wissgiehe kann. Nach en Schuster mißt enei gewählt wern, weil der am beste waas, wo die Leit de Schuh dridt un en Schlosser könnt sicherlich am beste iwwer alles Uffschluß gewe.

Birreche: Dann derst atwer aach en Küfer nit fehle, der ersicht alles reißlich iwerlegt.

Gannphilipp: Do in der Beziehung derst es noch immer mehr Küfer sein, dann die reißlich Zwerlegung is doch schließlich bei alle dene Beratunge die Hauptsach un mer bräucht dann aach noochher den Wundarzt nit mehr, der jeht drinn is un der for die geschlagene Wunde deß rechte Plaster beschreibe sollt.

Schorjch: Un Wunde hois jo in de letzte Jahre gar manwerlei gewe, an dene sich unser Stadtsaß beblute müht un der mer ordentlich zur Aber gelosse hot. Hoffentlich bewährt sich die Blutuffrischung un der chronische Dalles hebt sich widder.

Birreche: Do hab ich neulich in eme medizinische Buch'gelese, daß mer deß Blut aam abzappe un dem annern in die Adern losse kann. So e ähnlich Prozedur wißt ich schon aach; nämlich

mer mißt die Kurfremde mehr zur Aber losse un deshalb die Kurfaxe mehr erhöhen. Die annern Bäder sinn do in dene schwierige Zeite mit eme gure Beispiel vorangegange, so daß mer sicherlich bei dem eigenartige Bluterneuerungsprozeß nit die aangezige wern.

Gannphilipp: Dein Vorschlag trifft de Nagel uff de Kopp un wann mer en Nagelschmied im Stadtparlament hält, dann wär deß aach dort sicherlich öfter de Fall.

Schorjch: Um die Befehung vollständig ze mache, will ich die annern noch nenne, nämlich en Musikant, der de neetige Takt hawe muß, en Weinwirt, der wann er will, de reine Wein einschenke kann un zum Schluß noch en Spengler, der deß Blech verwerte könnt, was so manchmol geschwächt werd, wann die Meinunge ausenanner gehn odder jeder sein Senft zu eme wichtige Punkt uff de Daagesordnung gewe will.

Birreche: Die Vorschläg sinn jo nit ze beachte un bei de nächste Wahl wolle mer noch emol uff die Sach zerück komme.

Gannphilipp: Vun „Zerück komme“ kann mer nor ewe bei unsern Hausbesitzer redde, dann dene gehts ewe so frohig wie noch nie. Kaan Mensch bezahlt mehr die Miet, mehr Wohnung als mer zähle kann, stehn leer, un dehlwege wern die Preise gedridt, daß dene Hausleit nor so die Lage iwwerlaase.

Schorjch: Do hab ich aach neulich so eme Hauspascha sein Kagalied aanhörn müsse, daß mersich schwer angit un bang is worn bei dem seine Bezählung. Dem aane Mieter sein Bub dhut im Hausgang dobbische, schlägt mit seiner Peitsch widder sämtliche Stubbedhürn un jagt schließlich sein Kreisel dorch deß Flursenster, daß es klirrt und kracht un sämtliche Mieter schimpfend un freischend uff dem Plan erscheine. Dem annern Mieter seine Tochter, die wo uff deß Konservatorium geht, spielt Klavier, daß es en Gund jammern kann un wann se hungriig werd, so singt se aach noch dezu. De dritte Mieter hot en Vogel, atwer nit etwa im Kopp, sondern frei im Zimmer erum fliegend, so daß mer iwwerall an de Wand seine Bisselaart sinne kann. De vierte Mieter schließlich hot Zwillings, die jede Nacht Arien im Duett singe un Töne vun sich gewe, for die es iwwerhaapt kaan Note gibt. Selbst Strauß könnt diese Töne weder in seiner „Salome“ noch in seiner „Elektra“ verwenden un deß will doch gewiß viel heiße. En annern Mieter sorgt ewefalls for Freikonzert, indem er seine Schwiegermutter verhaut, wozu der Mieter newedraa mit Gitarre-Begleitung singt: „Trinke mer noch e Tröppche!“ Deß is nämlich en Gemeinsemensch un drinke dhut er aach. Ersicht Weißwein, bis sein Gesichtserker rot war un dann Rotwein, wodruff seine „Gurle“ sich bloo gefärbt hot. Schließlich wär dann noch en Mieter do, der dhät „müllern“ un hat dodebei die Vorhäng nit ausgezoge, so daß sich alle alte Jungfern in de Nachbarschaft beschwern. Do soll dann so en Hauspascha mit die Offebacher Kränk krieche.

Birreche: Na, jeht im Frühjahr, wo die Zeit mit Kind un Kegel enaus ins Freie gehn, do werds jo in de Häuser widder allmählich stiller. Unser Buwe un Wädercher gehn jeht enaus ins Walkmühlthal un gucke de Störch zu, die uff die Frohschagd gehn.

Gannphilipp: Do hoste recht. Gestern hab ich so zwaa Buwe belauscht, wie se sich iwwer die Störch im Walkmühlthal unnerhalle hawe. Do sagt der aane: „Willi, glaabs du noch an de Klapperstorch?“ — „Was,“ jängt do der anner, „niz ze machel

Im schwankenden Kahn.

Roman von Anna Wahlenberg.

(36. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ada begann, alles verlodend vor sich zu sehen. Sie war so müde, immer so müde jetzt. Sie vermochte nicht mehr von den Herrlichkeiten des Lebens zu träumen, und das einzige, das sie hoffte und ersehnte, war Ruhe. Und hier wurde ihr gerade eine so gute, schöne Ruhe geboten. Immer unmöglicher fand sie es, nein zu sagen.

„Morgen darf ich also ein Ja als Antwort schreiben?“ fragte er, als sie vor dem Gitter standen, das sie im Begriff war, zu öffnen.

Einen Augenblick zögerte sie, dann reichte sie ihm die Hand.

„Ja! Sie sind so fürsorglich und freundlich gegen mich, daß ich nicht nein sagen kann . . .“

Das Gitter öffnete und — schloß sich, und er wanderte allein zurück. Um seine Lippen spielte ein Lächeln.

Es machte ihm Freude, an die verräterische Röte zu denken, die er auf Adas bleichen Wangen hervorgerufen hatte, als er sie an ihre erste Bekanntschaft erinnerte.

Siebzehntes Kapitel.

Es war ein schöner Nachmittag anfangs Juli. Die Luft war voll Sonne, und der Duft der blühenden Wiesen drang bis zu der offenen Veranda des Pfarrhauses, auf der zwei junge Damen in bequemen Korbstühlen saßen. Sie waren beide mit Handarbeiten beschäftigt, doch ihre Blicke verloren sich immer wieder in der fesselnden Umgebung.

Im Hof vor ihnen blühte es wie auf den Wiesen. Die hohen alten Nadelbäume am Eingange zum Garten trugen prachtvolle lila Blütentrauben auf ihren unbechnittenen Zweigen, und darüber streckten Apfelbäume ihre langen, graziösen, mit rosigen Blüten bedeckten Zweige.

Mit solchem Bilde vor sich hatte man wohl alle Ursache, in behagliche Trägheit zu versinken. Aber die eine der jungen Damen, die jungverheiratete Tochter des Hauses, die zu Besuch da war, besaß schließlich ein wenig Gewissensbisse.

„Nein, ich komme aber heute nachmittag rein zu garnichts“, sagte sie. „Wie geht es dir, Ada?“

„So ist es immer“, sagte sie leise. „Ich weiß kaum, wie ich mich hier im Hause nützlich machen kann. Aber morgen stehe ich früh um 4 Uhr auf.“

„Das meinst du wohl nicht im Ernst“, sagte die junge Frau, und sah erschrocken auf. „Mama würde sehr böse sein, wenn du dich überanstrengst. Das können wir nicht verantworten.“

„Verantworten? Vor wem?“

„Ach, das weißt du schon.“

Die junge Frau sah recht spitzfindig aus, als sie ein wenig zögernd hinzufügte:

„Vor dem Rechtsanwalt natürlich. Dem Rechtsanwalt Herrn von Helert.“

„Er hat mir doch die Stelle hier nicht unter der Bedingung verschafft, daß ich nicht arbeiten soll?“

„Nein, nein . . .“

„Aber ich bin wirklich hier viel mehr Gast als Helferin . . .“

„Ach, das sollst du nicht sagen . . .“

Der Protest der jungen Frau klang recht matt, und sie beugte den Kopf tief über ihre Arbeit, auf die sie ihr ganzes Interesse übertragen zu haben schien; es gelang ihr wenigstens nicht, noch mehr über Adas nützliche Tätigkeit zu sagen.

Ada stand an eine der Verandastützen gelehnt, sah hinaus über die blühenden Wiesen, die den Blick in die weite Ferne zogen, und dachte an die vergangene Zeit.

Sie erinnerte sich, wie sie, seit sie herkam, immer geschont und vergärtelt worden war, wie man sie zeitig zu Bett geschickt, ihr bei Tisch die besten Wässer auf den Teller gelegt hatte, und wie sie sich selbst die Arbeit suchen mußte, weil niemand sie um

einen Dienst bat. Jetzt, wo sie sich in diese Erinnerung vertiefte, wurde es ihr deutlicher als je bewußt, wie überflüssig eigentlich sie hier war.

Nun wollte sie die Erklärung des Rätsels haben. Sie beugte sich über die junge Frau.

„Sage mir“, bat sie, „weißt du, wie es abgemacht wurde, daß ich herkommen sollte? Ich meine zwischen dem Rechtsanwalt Helert und deinen Eltern . . . ich meine, die Bedingungen, was ich tun sollte, und wie ich es haben sollte?“

„Das weißt du wohl besser als ich“, antwortete die junge Frau ausweichend.

„Nein, ich fange an, unsicher zu werden. Ihr seid so gut gegen mich, viel zu gut, daß ich gar nicht weiß, was ich glauben soll. Da ist mir eingefallen, daß ich vielleicht teilweise ihm — dem Rechtsanwalt Helert — dafür zu danken habe. Sage, ist das so?“

Die Antwort erfolgte nicht so rasch, wie sie gekommen wäre, wenn die Angesprochene gewußt hätte, was sie erwidern sollte. Ada begriff. Dieses Zögern war so gut wie eine Bekräftigung. „Ja so, es ist wirklich so“, sagte sie.

„Nein, das habe ich durchaus nicht gesagt, und übrigens glaubte ich, daß du es wüßtest . . . Ach, was schwäche ich da!“ rief die junge Frau ganz verwirrt vor Angst, sich verraten zu haben. „Ja, das kann nett werden, wenn Papa und Mama das erfahren. Wir haben ja versprochen, nichts zu sagen.“

Sie ließ ihre Arbeit fallen und bestürmte Ada mit Bitten, so zu tun, als hätte sie nichts gehört. Aber Ada wußte nicht, ob sie das verlangte Versprechen gab oder nicht. Sie hatte kaum eine Ahnung, worauf sie antwortete. Sie war nur von dem Gedanken erfüllt, wie sehr ihre Lage sich in einem einzigen Augenblick verändert hatte.

Sie war von einer Dankbarkeitsschuld an einen anderen gebunden. Die Ruhe und den Frieden all' dieser Monate war sie ihm schuldig, ohne jede Hoffnung, ihre Schuld je abtragen zu können. Er mußte sie für sehr einfältig halten, daß sie den Sachverhalt nicht früher entdeckt hatte, oder vielleicht auch für so schlau, daß sie von ihrer Entdeckung nichts verriet, um desto länger seine Güte genießen zu können.

Sie fühlte, wie ihr Gesicht schamrot wurde. Dann erinnerte sie sich an die zwei, drei Briefe, die er ihr geschrieben hatte. Sie waren herzlich und warm gewesen, voll Sorge und Erkundigungen nach ihrem Befinden. Nein, solche Briefe konnte man nicht schreiben, wenn man jemand eine Niedrigkeit zutraute. Er war froh, einem verlassenen Mädchen ohne ihr Wissen einen Dienst erwiesen zu haben. Er war so uneigennützig und gut, daß sie sich danach sehnte, ihm die Hand zu drücken und ihm zu sagen — ja, sie wußte nicht was.

Aber jetzt, wo sie nicht mehr nichtsahnend umherging und sich an dem friedvollen, freundlichen Heim erfreute, das er ihr bereitet hatte, war es ja unmöglich, dies Leben länger fortzuführen.

Sie mußte schreiben. Es mußte ein ebenso warmer und herzlicher Brief werden wie seine eigenen. Er sollte wissen, wie tief dankbar sie war.

Und dann fort!

Aber sie kam nicht dazu, ihren Brief abzuschicken, denn am folgenden Morgen empfing sie selbst einen, in dem Herr von Helert sich für einen zweitägigen Besuch anmeldete.

Achtzehntes Kapitel.

Die Angelegenheiten, die Karl Edwin von Helert in der Nachbarstadt zu erledigen hatte, nahmen seine Zeit nicht gerade in Anspruch. Ein paar Stunden am Vormittag reichten dazu hin, den Rest der beiden Tage verbrachte er draußen im Pfarrhof, zwischen den blühenden Wiesen.

Wie freundlich er dort auch aufgenommen wurde, so suchte man doch nicht seine Gesellschaft. Man verließ sich, was die Unterhaltung des Gastes anbelangte, ganz auf Ada.

(Fortsetzung folgt.)